

Nutzungshinweis: Es ist erlaubt, dieses Dokument zu drucken und aus diesem Dokument zu zitieren. Wenn Sie aus diesem Dokument zitieren, machen Sie bitte vollständige Angaben zur Quelle (Name des Autors, Titel des Beitrags *und* Internet-Adresse). Jede weitere Verwendung dieses Dokuments bedarf der vorherigen schriftlichen Genehmigung des Autors. Quelle: <http://www.mythos-magazin.de>

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Germanistik II – Neuere deutsche Literaturwissenschaft

Seminar M2-2-E2: Ideologieforschung zwischen Philosophie und  
Literaturwissenschaft

Prof. Dr. Peter Tepe

WS 2009/2010

**Hausarbeit:**

**Von Jammer-Ossis und Besser-Wessis – Wie Vorurteile das  
innerdeutsche Miteinander beeinflussen**

von Karin Müller

## **Inhalt**

1 Einleitung .....	S. 3
2 Die Vorurteile in Ost und West .....	S. 5
2.1 Warum der Jammer-Ossi nervt .....	S. 6
2.2 Worüber jammern die Osis? .....	S. 8
3. Die alten Feindbilder bleiben erhalten .....	S. 10
3.1 Wie die Bundesrepublik den Osten sah – ein historisch-ideologischer Rück- blick .....	S. 10
3.2 Wie die DDR den Westen sah .....	S. 14
3.3 Wie Feindbilder entstehen und warum sie bestehen bleiben können .....	S. 18
4 Kulturelle Missverständnisse .....	S. 23
5 Fazit .....	S. 25
Literaturverzeichnis .....	S. 27

## 1. Einleitung

„Jammernd über ihr neues Leben verteidigen Ossi trotzig ihr altes. Trauern dabei insgeheim ihrem jämmerlich gescheiterten System nach. Beklagen sich, dass schwarze Wolken ihr Jammertal verdunkeln, dass die Sonne nicht durchdringt, dass es an blühenden Landschaften mangelt, obwohl ihnen ein Westler diesen Himmel auf Erden versprochen hat. [...] an allen Problemen sind für Ossi die Wessi als solche schuld.“<sup>1</sup>

Viele Westdeutsche fühlen sich offenbar genervt vom Gejammer der Ostdeutschen. Seit fast zwanzig Jahren fließen Milliardenbeträge in den sogenannten „Aufbau Ost“, während im Westen zahlreiche Städte aufgrund leerer Haushaltskassen zusehends verfallen.

In der ersten Februar-Ausgabe titelt der Focus: „Und wer hilft jetzt dem Westen? Wie der Aufbau Ost die alte Bundesrepublik ruiniert.“<sup>2</sup> Der Artikel schildert die finanzielle Situation ausgewählter Städte in Ost- und Westdeutschland:

„Überall in den alten Bundesländern müssen Stadt- und Gemeindeväter ihre Budgets kürzen. Lokalpolitiker schäumen über [...] den Solidaritätspakt. Nicht zuletzt die Zuwendungen an die neuen Bundesländer haben Riesenlöcher in die Stadtsäckel gerissen.“<sup>3</sup>

Umso unverständlicher dürfte es für die Westdeutschen sein, trotzdem weiterhin Misstöne von den Ostdeutschen zu hören. Sollten Sie nicht dankbar sein für die finanzielle Hilfe, den neu gewonnenen Wohlstand, der im Focus als „historisch einmalige Wohlstandsexplosion“<sup>4</sup> bezeichnet wird? Oder jammern die Ostdeutschen deshalb so viel, weil es ihnen in Zeiten des Sozialismus verboten war, Kritik frei zu äußern und sie nun Nachholbedarf haben?

Während eines Berlin-Aufenthaltes stellt Frank den Hertog fest: Die Erwartungen in Bezug auf das Zusammenwachsen der beiden Teile Deutschlands sind offen-

---

<sup>1</sup> Jürgs, M. / Elis, A.: Typisch Ossi, typisch Wessi. Eine längst fällige Abrechnung unter Brüdern und Schwestern. 1. Aufl. München 2005, S. 101. Im Folgenden verwende ich die Kurzzitation „Jürgs“.

<sup>2</sup> Behrend, K. u. a.: Wer rettet den Westen? In: Focus, 01.02.2010, Nr. 05/10, S. 42–56. Im Folgenden verwende ich die Kurzzitation „Behrend“.

<sup>3</sup> Behrend, S. 44.

<sup>4</sup> Ebd.

sichtlich enttäuscht worden.<sup>5</sup> Aus dem spürbaren, fröhlichen Entdeckergeist im Berlin des Jahres 1990 sei fünf Jahre später ein fast alltägliches Verhältnis geworden, in dem viel Platz für Kritik und Distanz sei.<sup>6</sup> Die Aufgabe der Vereinigung dieser zwei unterschiedlichen Systeme gestaltete sich offenbar schwieriger als viele Deutsche es eingeschätzt hatten.<sup>7</sup> Die Menschen wurden durch die vierzigjährige Teilung augenscheinlich stärker geprägt als vermutet.<sup>8</sup>

Michael Jürgs und Angela Elis zufolge lehnten siebzehn Prozent aller Westdeutschen die Einheit ab, wünsche sich jeder fünfte Deutsche die Mauer zurück, habe jeder zehnte Bundesbürger (elf Prozent im Osten, sechs Prozent im Westen) nichts dagegen, wenn es wieder zwei deutsche Staaten gäbe.<sup>9</sup>

„Viele [Westdeutsche] kommen hier nach Ostdeutschland und bestimmen, [...] das find ich nich in Ordnung“<sup>10</sup> – hört Soziologin Margit Wehrich während ihrer Recherche, wie der DDR-Alltag mit dem gesamtdeutschen Alltag in Verbindung steht von einer Interviewpartnerin, die über ihre Erfahrungen mit Westdeutschen seit der Wende berichtet. „[M]anche [...] nehmen sich vieles raus, die denken, das sind Besserwisser“<sup>11</sup>, resümiert diese.

Bei der gegenseitigen Wahrnehmung von Ost- und Westdeutschen vermischen sich häufig Urteile und Vorurteile, Erlebtes und Erlesenes, Fakten und Fiktives zu einem Schwarz-Weiß-Bild.<sup>12</sup> Dieses Bild habe ich zum Thema dieser Hausarbeit erhoben, denn es stellte sich mir die Frage, warum sich nach zwanzig Jahren

---

<sup>5</sup> Vgl. Hertog, F. den: Minderheit im eigenen Land? Zur gesellschaftlichen Position der Ostdeutschen in der gesamtdeutschen Realität. Frankfurt am Main / New York 2004 (Campus Forschung; Bd. 869), S. 17. Im Folgenden verwende ich die Kurzzitation „Hertog“.

<sup>6</sup> Vgl. Hertog, S. 16.

<sup>7</sup> Vgl. Hertog, S. 17.

<sup>8</sup> Vgl. Kormann, J.: Literatur und Wende. Ostdeutsche Autorinnen und Autoren nach 1989. Wiesbaden 1999 (DUV; Literaturwissenschaft / Kulturwissenschaft.), S. 183. Im Folgenden verwende ich die Kurzzitation „Kormann“.

<sup>9</sup> Vgl. Jürgs, S. 14.

<sup>10</sup> Wehrich, M.: Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozess. Pfaffenweiler 1998, S. 408. Im Folgenden verwende ich die Kurzzitation „Wehrich“.

<sup>11</sup> Ebd.

<sup>12</sup> Vgl. Jürgs, S. 15.

Wiedervereinigung immer noch hartnäckig Vorurteile auf beiden Seiten halten. Um mich diesem Thema anzunähern, habe ich mich zunächst damit auseinandergesetzt, wie sich die Menschen in Ost und West gegenseitig sehen und welche Vorurteile bestehen, um daraufhin zu untersuchen, wie diese Vorurteile entstanden sind bzw. entstehen können. Da sind zum Einen historische Gründe – vierzig Jahre Koexistenz zweier deutscher Staaten mit unterschiedlichen Ideologien, aber auch kulturellen Entwicklungen, die zu differierenden Verhaltensweisen in der Kommunikation und im Umgang miteinander geführt haben. Auch auf eine Gemeinsamkeit werde ich eingehen: Die allgemeine Neigung bestimmter Menschengruppen zum Feindbilddenken. Dabei verwende ich zur Unterstützung Fachliteratur, mit welcher ich auf erläuternde und interpretierende Weise umgehen werde.

## **2. Die Vorurteile in Ost und West**

Mit dem Bild, welches Ost- und Westdeutsche voneinander haben, bin ich im Laufe meines Lebens oft konfrontiert worden. Bis zum zehnten Lebensjahr lebte ich in der DDR. Während dieser Zeit und auch danach wurde mir ein zwiespältiges Bild vom Westen vermittelt. Wessis seien arrogant, kaltherzig und überheblich, nur an materiellen Dingen und der eigenen Karriere interessiert, menschliche Qualitäten hätten sie kaum – so der Tenor in meinem Familien-, Freundes- und Bekanntenkreis, der sich auch bei mir einprägte. 2001 zog ich aus beruflichen Gründen und um der miserablen wirtschaftlichen Situation in der Region, in der ich lebte, zu entfliehen, nach Düsseldorf. Hier wurde ich nun mit dem Bild konfrontiert, das der Westdeutsche vom Ostdeutschen hat. „Ossis sind faul, dumm und hinterlistig“ – hörte und höre ich oft.

So erlebe ich immer wieder, wie sich die Menschen in Ost- und Westdeutschland über einander beklagen, sich gegenseitig missverstehen und ihre Vorurteile aufrecht erhalten. Aus dem Grund soll es diesem Kapitel zunächst darum gehen, was sie aneinander kritisieren.

## 2.1 Warum der Jammer-Ossi nervt

Nach Jürgs ist ein nicht unerheblicher Teil der westdeutschen Bevölkerung davon überzeugt, die ostdeutschen „kleinmütigen Provinzler“<sup>13</sup> grenzten sich gegen sie ab, redeten das heutige Deutschland schlecht und ihre DDR schön, statt dankbar zu sein, durch die Wende vor mehr als zwanzig Jahren solch „unverdientes Glück“<sup>14</sup> gehabt zu haben (Vgl. Jürgs, S. 19, 24, 54.). Fast die Hälfte der Westdeutschen sähen ihre Nachbarn im Osten als die wahren Gewinner der Einheit an – lebten diese „Sozialschmarotzer“, deren Lebenserwartung und Lebensqualität seit der Wende statistisch gestiegen ist, doch augenscheinlich sehr gut auf Kosten der Westdeutschen.<sup>15</sup> Verärgert blickt so mancher Westdeutsche nach Ostdeutschland, dessen Einwohner mittlerweile die besseren Straßen, die schöneren Innenstädte und zum Teil die höheren Renten haben.<sup>16</sup> Und so mancher fragt sich, warum er trotzdem weiterhin Solidaritätsbeiträge entrichten muss, obwohl vielleicht in seiner eigenen Heimatstadt die Straßen mit Schlaglöchern übersät sind und ein Geschäft nach dem anderen aus Konkursgründen schließen muss. Focus führt in seinem Artikel konkrete Beispiele an. So wachse die Wut bei Gelsenkirchens Oberbürgermeister, wenn er durch Dresden, das „prosperierende Elbflorenz“, spaziere: „Das da haben wir bezahlt [...] und für das da musste der Kämmerer unserer Nachbargemeinde in die Tasche greifen.“<sup>17</sup> Im Gegensatz zu Dresden drücke Gelsenkirchen eine hohe Schuldenlast und müssten die Zahlungen für Sanierungen über Jahre gestreckt werden.<sup>18</sup>

Unverständnis und Unmut auf westdeutscher Seite werden nicht geringer, denn über das Medium Fernsehen werden gerne Ostdeutsche „vorgeführt“, die kein

---

<sup>13</sup> Jürgs, S. 75.

<sup>14</sup> Jürgs, S. 19.

<sup>15</sup> Vgl. Jürg, S. 16, 54.

<sup>16</sup> Vgl. Jürgs, S. 17, 59, 71, 96f., 106. Demnach seien die Zahlen, die bei Rentenwert und Rentenpunkt kursieren, unterschiedlich und undurchschaubar. Experten sagten, eine gleiche Rente Ost und West gäbe es nicht, in der „Westpresse“ würden Renten verglichen, die nicht zusammengehören, die entscheidende Fakten weglassen, um auf höhere Prozentzahlen zu kommen: Ostfrauen bekämen teilweise mehr Rente, weil sie länger gearbeitet, daher mehr eingezahlt haben und Altersvorsorgeansprüche wie Betriebsrenten, Pensionskassen oder Privatvermögen aus Kapitalanlagen oder Immobilieneinnahmen gab es in der DDR nicht.

<sup>17</sup> Behrend, S. 44.

<sup>18</sup> Ebd.

großes Geheimnis daraus machen, zu faul zum Arbeiten zu sein – es lohne sich in Zeiten von Hartz IV ja auch nicht wirklich, die Kinderversorgung und die Haushaltsarbeit ließen es zeitlich sowieso nicht zu –, gleichzeitig aber Vater Staat für ihre Probleme verantwortlich machen oder sogar noch mehr Leistungen von ihm fordern.<sup>19</sup>

Auch sogenannte „Ostalgie“-Shows im Fernsehen, in denen die gute alte Zeit in der DDR dargestellt wird, mögen bei den Westdeutschen zu Irritationen führen und die Fragen aufwerfen, warum die Widersprüche des sozialistischen Systems so offensichtlich verdrängt werden, warum die DDR-Bürger damals gegen die unerträglichen Zustände in ihrem Land protestiert haben, und heute Loblieder auf ihr einstiges sozialistisches Vaterland singen.<sup>20</sup>

Dabei hätte eigentlich der Westdeutsche Grund zum Jammern. Und davon macht er auch Gebrauch: Jürgs formuliert, Westdeutsche seien es leid, sich von den Ostdeutschen kritisieren zu lassen, von ihnen für alle Probleme, die seit der Wende aufgetreten sind, verantwortlich gemacht zu werden.<sup>21</sup> Er will nicht länger hinnehmen, dass sich die ehemaligen DDR-Bürger als „ein einziges Volk von Opfern“<sup>22</sup> darstellten – waren es damals das sozialistische Staatssystem und der bedrohliche, äußere Feind namens Kapitalismus, seien es heute die Westdeutschen als solche, die an der Unzufriedenheit der Ostdeutschen schuld sein sollen.

Rückblickend sei der Westdeutsche auch verärgert darüber, dass die real existierende DDR anders war als man sie den BRD-Bürgern „untergejubelt“ hatte.<sup>23</sup> Sie wäre wirtschaftlich gesehen schon zehn Jahre vor der Wende pleite gewesen.<sup>24</sup> Die damaligen Statistiken hätten auf gefälschten Zahlen beruht und sich die DDR

---

<sup>19</sup> Mit Vorliebe scheinen Privatsender in ihren Talkshows oder Sendungen wie „Frauentausch“ derartige Vorzeigebeispiele zu präsentieren: Arbeitslose Ostdeutsche, die unwillig oder unfähig sind, sich selbst in eine positivere Lebenslage zu bringen.

<sup>20</sup> Vgl. Jürgs, S. 103.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Jürgs, S. 103.

<sup>23</sup> Vgl. Jürgs, S.107.

<sup>24</sup> Vgl. Jürgs, S. 16.

1990 als moribund entpuppt.<sup>25</sup> Die Hinterlassenschaften am Leben zu erhalten, verschlang nach Jürigs bis zum Jahr 2005 rund 1,25 Billionen Euro.<sup>26</sup>

Focus vergleicht das Verhalten der Verantwortlichen für die Städte im Osten mit „Graf Koks, der sich trotz überzogenen Kontos noch schnell einen Porsche leistet“<sup>27</sup>. Einige „glückliche Kommunen in Neufünfland badeten sogar im Geld“<sup>28</sup>, während mehr als 30 der 427 Kommunen in Nordrhein-Westfalen vor der Pleite stünden.<sup>29</sup>

Warum trotz enormer finanzieller Zuwendungen im Osten Deutschlands Grund zur Kritik besteht, soll nun im Folgenden untersucht werden.

## **2.2 Worüber jammern die Osis?**

Viele Ostdeutsche zeigen sich ebenfalls enttäuscht über die Entwicklungen der letzten Jahre. Bis 1989 hatten sie für bessere Lebensverhältnisse und den Fall der innerdeutschen Grenzen demonstriert. Statistisch gesehen stiegen ihre Lebenserwartung und Lebensqualität nach 1989 auch an. Die Mangelwirtschaft wurde abgelöst durch völlige Konsumfreiheit und Güter im Überfluss, Meinungs- und Reisefreiheit wurden selbstverständlich, die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben zu führen bot neue Perspektiven.

Doch aus heutiger Sicht bedeutet die deutsche Einheit nicht für jeden Ostdeutschen den Beginn eines glücklicheren Zeitalters, sondern für viele auch Demütigung und Zumutung, das Gefühl von den Politikern als Bürger zweiter Klasse behandelt zu werden und von profitgierigen Westdeutschen ausgenutzt worden zu sein.<sup>30</sup> Mehr als ein Drittel der Ostdeutschen sieht die Westdeutschen als Profiteure der Vereinigung.<sup>31</sup> Diesem Urteil liegt die Tatsache zugrunde, dass der Anschluss Ost bis 1993 ein Konjunkturprogramm für den Westen war: Manager hatten nun einen neuen Markt für ihre Produkte, Makler konnten Grundstücke und Ostimmobilien oft spottbillig kaufen und teuer verkaufen, große Konzerne die

---

<sup>25</sup> Vgl. Jürigs, S. 16.

<sup>26</sup> Ebd.

<sup>27</sup> Behrend, S. 47.

<sup>28</sup> Behrend, S. 44.

<sup>29</sup> Vgl. Behrend, S. 44.

<sup>30</sup> Vgl. Jürigs, S. 30.

<sup>31</sup> Vgl. Jürigs, S. 16.



neuen Märkte unter sich aufteilen und schalteten so mögliche Konkurrenz aus dem Osten von vornherein aus.<sup>32</sup>

Die real existierende Marktwirtschaft war also anders als es den Ostdeutschen in der TV-Werbung vorgegaukelt und keineswegs so sozial, wie es von westdeutschen Politikern versprochen worden war: „Sie schuf keine blühenden Landschaften und Wohlstand für die Masse, sondern verdorrnde Industriebrachen und Arbeitslosigkeit en masse“<sup>33</sup>. So wurden beispielsweise Forschungsabteilungen in DDR-Betrieben weitgehend geschlossen oder in Mutterfirmen im Westen am Leben erhalten.<sup>34</sup> Diese Labore fehlen dort jetzt und müssen mühsam wieder angesiedelt werden.<sup>35</sup>

Der Wohlstand werde ungerecht verteilt – lautet das Resümee bei vielen.<sup>36</sup> Doch dies sei nicht die einzige Ungerechtigkeit. Desinteresse, Unverständnis und Inakzeptanz seien zudem zu beklagen. Autorin Angela Elis berichtet davon, wie nach ihrer Flucht aus der DDR ihre Zeugnisse und Abschlüsse in der BRD nicht anerkannt wurden.<sup>37</sup> Dort wollte sie ihr Studium fortsetzen, doch das Kultusministerium erkannte ihr die allgemeine Hochschulreife nicht an, obwohl sie eine Fachschulausbildung und einen Beruf erlernt hatte.<sup>38</sup> Elis sieht Gründe dafür in der Angst der Westdeutschen vor neuer Konkurrenz.<sup>39</sup> Der seit Jahrzehnten regierende Kapitalismus habe die Westdeutschen zu kaltherzigen, hochmütigen und arroganten Egoisten gemacht, ihre menschlichen Qualitäten geschmälert, durch den jahrzehntelangen Überfluss mit Überdruß angefüllt und daher nun materiell reich und geistig arm gemacht – so der Eindruck auf ostdeutscher Seite.<sup>40</sup> Zudem habe die Schnelllebigkeit im Westen dazu geführt, dass die dort lebenden Bürger nur flüchtig auf die Dinge und nicht genau hinsähen.<sup>41</sup>

---

<sup>32</sup> Vgl. Jürs, S. 16, 122.

<sup>33</sup> Jürs, S. 16.

<sup>34</sup> Vgl. Jürs, S. 122.

<sup>35</sup> Ebd.

<sup>36</sup> Vgl. Jürs, S. 27.

<sup>37</sup> Vgl. Jürs, S. 246.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> Ebd.

<sup>40</sup> Vgl. Jürs, S. 24, 27f., S.29, 40, 60.

<sup>41</sup> Vgl. Jürs, S. 34.

Das neue Leben im vereinigten Deutschland habe in dessen östlichen Teil zu einem Rückgang an Gemeinschaft, einer „kalten Gesellschaft“ geführt, in der man mehr auf „Distanz ginge“, „Ellenbogen“ brauche und „seine Freunde nach´m Geld hat“– geben Interviewpartner zu verstehen.<sup>42</sup> Das Kollektiv und der Zusammenhalt fehlten dort nun sehr.<sup>43</sup> Denn das Kollektiv sei damals der Ort gewesen, in dem Sozialstruktur, Moral, Lebensweise und Persönlichkeit im Handeln der Personen zusammentrafen, hier hätte sich jeder in seiner wichtigsten Lebenstätigkeit zu verwirklichen gehabt: der Arbeit.<sup>44</sup>

So seien viele Interviewpartner und die Mehrheit der Ostdeutschen auch heute noch vom Sozialismus als solches überzeugt, nur von der Umsetzung in der Vergangenheit enttäuscht.<sup>45</sup>

### **3 Die alten Feindbilder bleiben erhalten**

Wie in der Einleitung erwähnt, gestaltete sich Hertog zufolge die Aufgabe der Wiedervereinigung beider deutscher Staaten mit ihren unterschiedlichen Systemen offenbar schwieriger als viele Deutsche es eingeschätzt hatten, da die Menschen durch die vierzigjährige Teilung stärker geprägt wurden als vermutet. Dieses Erkenntnis Hertogs und meine eigenen Erfahrungen in Bezug auf die Konfrontation mit Vorurteilen in Ost und West veranlassen mich zu der Untersuchung, wie das Bild vom jeweils anderen deutschen Staat vor der Wende war. Denn fest steht, Vorurteile in beiden Teilen Deutschlands bestehen nicht erst seit der Wiedervereinigung.

#### **3.1 Wie die Bundesrepublik den Osten sah – ein historisch-ideologischer Rückblick**

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges bestanden zwischen dem politischen, wirtschaftlichen Lager der USA und den sozialistischen Sowjetrepubliken fundamentale machtpolitische Gegensätze sowie unterschiedliche Ideologien, eng verknüpft mit realen Unterschieden in der Gesellschaftsstruktur – so Silke

---

<sup>42</sup> Wehrich, S. 67.

<sup>43</sup> Vgl. Wehrich, S. 67.

<sup>44</sup> Vgl. Wehrich, S. 62.

<sup>45</sup> Vgl. Wehrich, S. 65.

Satjukow.<sup>46</sup> Schon die Russische Oktoberrevolution 1917 hatte eine Folge von propagandistischen Feldzügen um die Deutungsmacht begründet.<sup>47</sup> Während der liberale Kapitalismus und außenpolitische Idealismus der USA ein weltweites Handelssystem etablierten, welches freiheitliche Grundsätze und uneingeschränkte Ausdehnung des wirtschaftlichen Einflussbereiches garantierte sowie ökonomische Krisen vermeiden sollte, bildete sich auf sowjetischer Seite, wo das herrschende Volk die Produktionsmittel als sein Eigentum erkannte, tiefes Misstrauen gegenüber der kapitalistischen Lebenswelt.<sup>48</sup> Die scheinbar unüberwindbare Fremdheit beider politischer Kulturen und die Bedrohungsängste auf beiden Seiten führten im Ringen um die Vormacht zur Aufrüstung, aber auch zur Mobilisierung an den ideologischen Fronten.<sup>49</sup> Es wurde begonnen, symbolische, aber auch unüberwindbar reale Grenzen zu errichten, um der Vermischung beider Parteien vorzubeugen.<sup>50</sup>

Seit der russischen Revolution waren Selbstwertprobleme durch die Formulierung und Praktizierung von Feindbildern kompensiert worden.<sup>51</sup> Unter einem Feindbild verstehe ich negative Vorurteile gegenüber anders denkenden Menschen bzw. Ideologien, die zu einer Schwarz-Weiß-Sicht der Welt führen. In dem jeweils Anderen wird das Böse gesehen, während im Gegenzug ein positives Selbstbild entworfen wird.

Die gegenseitigen Feindbilder halfen der DDR und der BRD, das staatsbezogene Selbstbewusstsein der Deutschen in Ost und West nach dem Zweiten Weltkrieg zu formulieren.<sup>52</sup> Jede Seite erhielt die Separierung vom jeweils Anderen aufrecht, festigte so den Zusammenhalt im eigenen Lager, indem die Anderen als gefährlich eingestuft wurden.<sup>53</sup> Diese Argumentation stützte die Führungen beider Systeme:

---

<sup>46</sup> Vgl. Satjukow, S. / Gries, R.: Unsere Feinde. Konstruktionen des Anderen im Sozialismus. Leipzig 2004, S. 15. Im Folgenden verwende ich die Kurzzitation „Satjukow“.

<sup>47</sup> Vgl. Satjukow, S 14.

<sup>48</sup> Vgl. Satjukow, S 16.

<sup>49</sup> Vgl. Satjukow, S. 16, 22.

<sup>50</sup> Vgl. Satjukow, S. 21.

<sup>51</sup> Vgl. Satjukow, S. 30.

<sup>52</sup> Vgl. Satjukow, S. 21.

<sup>53</sup> Vgl. Satjukow, S. 21, 30.

In der Sowjetunion bestätigte der andauernde Konflikt die Allmacht der Partei- und Staatsoberen und behinderte unangenehme Reformbestrebungen, in den USA stützte die Bedrohung aus dem Osten die Macht des Präsidenten, der Militärlobby sowie das Zusammengehörigkeitsgefühl, denn in Westeuropa konnten die USA quasi unangefochten militärisch und politisch mitbestimmen.<sup>54</sup>

Die durch Propaganda tief verwurzelten, antikommunistischen Emotionen innerhalb der Bevölkerung nutzten Politiker im Westen, um von innenpolitischen Problemen abzulenken und die eigene Aufrüstung politisch leichter durchsetzen, sie gar als akzeptabel, notwendig und legitim darstellen zu können.<sup>55</sup> Für die Bürger der Bundesrepublik, für die „die kommunistische Zentralen den Mittelpunkt des Bösen in der modernen Welt“<sup>56</sup> bildeten, schienen die Aggressionen gegen den Feind und ein möglicher militärischer Angriff gerechtfertigt.<sup>57</sup> Immer „perfektere“ Waffensysteme wurden entwickelt und politische und militärische Führer schienen sich sicherer oder handlungsfähiger zu fühlen, wenn das „Gleichgewicht des Schreckens“ durch eigene Vorrüstung ungleich würde.<sup>58</sup> Die Friedensbewegungen in der Bevölkerung wollten sie diskriminieren, indem sie in Verbindung mit kommunistischen Gruppen gebracht oder als Werkzeug Moskaus bezeichnet wurden.<sup>59</sup> In ihrem Streben nach Einflussphären, Rohstoffen, Märkten und billigen Arbeitskräften propagierten sie Feindbilder, ja nutzten sie als ideologische Hauptwaffe.<sup>60</sup>

Doch Satjukow fällt auf, dass die Feindbildkonstruktionen in den USA und der Sowjetunion stimmten in wesentlichen Elementen überein: Der Gegner galt als Aggressor, seine Regierung täusche die Bevölkerung und beute sie aus, die Mehrheit der Bevölkerung stehe der Regierung ablehnend gegenüber, man könne

---

<sup>54</sup> Vgl. Satjukow, S. 30.

<sup>55</sup> Vgl. Sommer, G. (Hrsg.): Feindbilder im Dienste der Aufrüstung. Beiträge aus Psychologie und anderen Humanwissenschaften. 2. Aufl. Marburg 1988, S. 41, 48f. Im Folgenden verwende ich die Kurzzitation „Sommer“.

<sup>56</sup> Sommer, S. 41.

<sup>57</sup> Vgl. Sommer, S. 50.

<sup>58</sup> Vgl. Sommer, S. 49f.

<sup>59</sup> Vgl. Sommer, S. 47f.

<sup>60</sup> Vgl. Sommer, S. 50.

dem Gegner nicht trauen, da seine Politik an den Wahnsinn grenze.<sup>61</sup> Die Vorstellungen voneinander seien quasi Spiegelbilder – die eigene Gruppe werde überwiegend mit positiven Attributen versehen, während die anderen vernichtende Abwertung erführen.<sup>62</sup> „Feinde“ traten generell immer wieder in fast standardisierten Erscheinungsformen auf, die Bilder der Feinde blieben erstaunlich gleich.<sup>63</sup> Unter wirtschaftlichen Motiven betrachtet, wurde der Feind beispielsweise als gerissen, betrügerisch, raffgierig, faul und eigennützig dargestellt, wobei solche Attribute nur auf veränderliche historische Umstände projiziert würden.<sup>64</sup> Da nun die Feindbildbotschaft von ihrem Empfänger überwiegend emotional und nicht rational aufgenommen und angeeignet werde, gestaltete sich die konkrete Benennung des Feindes unscharf, so dass jeder gängige Feindbilder nach seinem Verständnis ausfüllen konnte.<sup>65</sup>

Auf die selbstgestellte Frage hin, bei wem mediale Feindbild-Angebote auf fruchtbaren Boden fielen und welche sozialen Milieus solche Botschaften in ihr Selbstbild integrierten, führt Satjukow an, dass Soziologen Feindbilder im Westen vor Allem bei unterprivilegierten Schichten orten, die mithilfe von Feindbildern ihre vergleichsweise soziale, politische und ökonomische Ohnmacht und ihre Neidkomplexe kompensieren können.<sup>66</sup> Des Weiteren hänge die Aneignung der Feindbilder stark von der räumlichen Nähe, der Wahrnehmung und Verarbeitung von Informationen über diesen Feind ab: Erlebe man Feind von Angesicht zu Angesicht, habe man Umgang mit ihm, könne es zur Aufweichung oder zum Verschwinden von Feindbildern führen.<sup>67</sup> So zeigte beispielsweise das tradierte negative Russenbild in der Sowjetischen Besatzungszone Auflösungserscheinungen, weil die Russen Tag für Tag von Teilen der Bevölkerung erfahren wurden.<sup>68</sup>

---

<sup>61</sup> Vgl. Satjukow, S. 31.

<sup>62</sup> Ebd.

<sup>63</sup> Vgl. Satjukow, S. 34.

<sup>64</sup> Ebd.

<sup>65</sup> Vgl. Satjukow, S. 42, 55.

<sup>66</sup> Vgl. Satjukow, S. 61.

<sup>67</sup> Vgl. Satjukow, S. 57.

<sup>68</sup> Ebd.

Dass es offensichtlich nicht immer so leicht zum Feindbild-Abbau kommt, sobald man dem Feind räumlich nahe ist, bestätigt Hertog. Als er 1995 an einem Workshop in Westberlin teilnimmt, in dem es um die architektonische Umgestaltung des Alexanderplatzes gehen soll, stellt er fest: Die Projekte des Büros konzentrierten sich zwar auf Ostteil der Stadt, aber Kontakte mit Ostberliner Einwohnern, also „drüben“<sup>69</sup>, hätten die Angestellten im Büro kaum gehabt<sup>70</sup>. Man hätte den Praktikanten sogar abgeraten, mit ostdeutschen Anwohnern zu sprechen.<sup>71</sup> Hertog wundert sich damals, gibt aber auch zu, dass für ihn die damalige DDR automatisch zu Osteuropa gehört habe, ein Satellitenstaat der UdSSR und die Ostdeutschen sozusagen „entdeutsch[e] Ostblockler[]“<sup>72</sup> gewesen wären. Ihm sei die DDR genau so wenig bekannt gewesen wie Polen oder Jugoslawien.<sup>73</sup> Dieses Bild vom Osten teilt er augenscheinlich mit vielen seiner Landsleute. Und auch ich habe schon oft von Westdeutschen gehört, dass die DDR ja damals schließlich „Ausland“ gewesen sei. Das scheint selbst nach so vielen Jahren im vereinigten Deutschland noch nicht ganz aus den Köpfen verschwunden zu sein.

### **3.2 Wie die DDR den Westen sah**

Die Sowjetunion hatte beansprucht, das Zentrum einer weltrevolutionären Bewegung zu sein, sich gegen die von den USA propagierten liberalen Prinzipien abgeschirmt und so das „sozialistische Weltsystem“<sup>74</sup> gesichert. Als dann 1949 die DDR gegründet wurde, verstand sie sich als reale Alternative zum revanchistischen und militaristischen Bonner Staat.<sup>75</sup> Westdeutschland und Westberlin galten für DDR-Propagandisten nach dem Zweiten Weltkrieg als Horte des Faschismus.<sup>76</sup> Sich selbst stellte die DDR in den fünfziger Jahren gerne als Neugeborene dar, als rein, unschuldig an Krieg und Faschismus, als

---

<sup>69</sup> Hertog, S. 16.

<sup>70</sup> Vgl. Hertog, S.16.

<sup>71</sup> Ebd.

<sup>72</sup> Hertog, S. 13.

<sup>73</sup> Vgl. Hertog, S. 13.

<sup>74</sup> Satjukow, S. 16.

<sup>75</sup> Vgl. Satjukow, S. 21.

<sup>76</sup> Vgl. Satjukow, S. 23.

antifaschistisch.<sup>77</sup> Die BRD zusammen mit den USA und Großbritannien wurden als politisches Feindbild des Westens verstanden, die Welt sozusagen zweigeteilt<sup>78</sup> :

„Für die ideologische Erziehung ergibt sich [...], daß die Erziehung zur Liebe zum sozialistischen Vaterland [...] bewusst die Herausbildung des ideologischen Freund-Feind-Bildes einschließt. Für die sozialistische Persönlichkeit ist es eine Voraussetzung, Bedingung und ein Ausdruck ihres festen Klassenstandpunktes, dass sie ein klares ideologisches Freund-Feind-Bild besitzt.“<sup>79</sup>

Die sozialistischen Staaten der 50er Jahre waren von politischen Eliten gekennzeichnet, die sich ihrer Macht nicht sicher sein konnten, denn es gab Volksaufstände in der DDR.<sup>80</sup> In ihrer Jugend waren die Parteiführer der ersten Machtelite selbst Objekte von Feindbildpropaganda gewesen, mussten sich als Führer der Arbeiterbewegung als Feinde des Vaterlandes beschimpfen lassen.<sup>81</sup> Jetzt, wo sie selbst an die Macht gelangt waren, bedienten sie sich derselben psychischen Grundstruktur, nur mit umgekehrten Vorzeichen.<sup>82</sup>

So lautete beispielsweise der Tagesbefehl des Verteidigungsministers der DDR zum 15jährigen Bestehen der Nationalen Volksarmee 1971 an alle Armeeangehörigen, sie sollten ein kompromissloses, an den aggressiven Zielen des Imperialismus orientiertes Feindbild vermitteln, noch wachsamer gegenüber allen feindlichen Anschlägen sein und den Hass auf den Klassengegner vertiefen.<sup>83</sup> Da Amerika schon seit den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts die Inkarnation einer als bedrohlich empfundenen Moderne dargestellt hatte, übernahmen die Kommunisten lediglich Grundmotive des US-Propagandabildes der Nationalsozialisten, auch deshalb, damit nach dem Willen der Parteioberen aus den Sowjets Repräsentanten der guten Seite (Freunde und Helden) werden konnten.<sup>84</sup> So entstand in der DDR ein Menschenbild, welches den Sozialismus als Ort der Freunde, der Kämpfer und der Helden darstellte, als Welt der Befreiten, der

---

<sup>77</sup> Vgl. Satjukow, S. 23.

<sup>78</sup> Ebd.

<sup>79</sup> Satjukow, S. 47.

<sup>80</sup> Vgl. Satjukow, S. 49.

<sup>81</sup> Vgl. Satjukow, S. 49.

<sup>82</sup> Vgl. Satjukow, S. 49f.

<sup>83</sup> Vgl. Satjukow, S. 50.

<sup>84</sup> Vgl. Satjukow, S. 57.

Wissenden, der Gerechten, der Besseren und der Aktiven.<sup>85</sup> Im Sozialismus sei die Einheit aller Teile und Schichten des Volkes unter der schöpferischen Führung der Arbeiterklasse verwirklicht – so die Propaganda.<sup>86</sup> Die bolschewistische Gesellschaft verstand sich als selektive Gesellschaft, die in gut und böse aufteilte und ihre Feinde ideologisch markierte, öffentlich entlarvte und rigoros entfernte.<sup>87</sup> Schon seit den zwanziger Jahren waren Feinde des Volkes mithilfe von Schauprozessen, sozusagen einem „Erziehungsinstrument“, in Szene gesetzt worden.<sup>88</sup> Nun sollten auch die DDR-Bürger stets wachsam sein, Feinde erkennen und entlarven, so die propagandistische Aufforderung.<sup>89</sup> Die Feinde dingfest zu machen gab dem einfachen Bürger eine denunziatorische Waffe in die Hand, mit der er sich seiner persönlichen oder traditionellen Feinde im Alltag erwehren konnte.<sup>90</sup> Er konnte den strafenden Arm der Partei für die eigenen Interessen instrumentalisieren.<sup>91</sup>

Eine besonders beliebtes Feindbild in der DDR der fünfziger und sechziger Jahre war das „Kapitalisten-Motiv“: Der Amerikaner verfügt dollarschwer über die nötigen Mittel, um gegen die Guten und Gerechten in die Schlacht zu ziehen, bekämpft die sozialistische Staatenwelt und bereichert sich an der eigenen, ausgebeuteten Bevölkerung und den eigenen Verbündeten.<sup>92</sup> Dies verdeutlicht, der „Kapitalist“ war der Klassenfeind schlechthin.<sup>93</sup> Der Westen stand für „das menschenfeindliche und verfaulende Wesen des Imperialismus“<sup>94</sup>, das dauerhaft entlarvt werden müsse, aber wie der Teufel versteckte sich der Feind hinter vielen Masken, sei heimtückisch und gefährlich: „Vom Feind nimmt man nichts an, [...] auch kein ideologisches Gift“ – war Satjukow zufolge die Devise.<sup>95</sup> Es bestehe die Gefahr der geistigen Entmündigung durch den Imperialismus, außerdem seien

---

<sup>85</sup> Vgl. Satjukow, S. 23.

<sup>86</sup> Ebd.

<sup>87</sup> Vgl. Satjukow, S. 15.

<sup>88</sup> Ebd.

<sup>89</sup> Ebd.

<sup>90</sup> Vgl. Satjukow, S. 30.

<sup>91</sup> Ebd.

<sup>92</sup> Vgl. Satjukow, S. 34.

<sup>93</sup> Ebd.

<sup>94</sup> Satjukow, S. 45

<sup>95</sup> Ebd.



seine Informationen durchsetzt mit Lügen.<sup>96</sup> Weit genug waren die Amerikaner entfernt, um das propagierte Amerika-Feindbild von der Bevölkerung tragen zu lassen – spätestens seit 1961 konnten die DDR-Bürger sowieso keine alltägliche Erfahrungen mehr mit den Amerikanern sammeln, das Feindbild hätte also weiterhin zumindest theoretisch gefestigt werden können.<sup>97</sup>

Zu den Mitteln der feindlichen Verführung gehörten der Propaganda nach auch westliche Konsumprodukte.<sup>98</sup> So wurden bundesdeutsche Absender von Westpaketen zu „Feinden des Friedens“ stilisiert – genauso wie DDR-Bürger, die solche Hilfesendungen annahmen.<sup>99</sup> Den zur Wachsamkeit aufgeforderten DDR-Bürgern wurde verdeutlicht, jedermann könne jederzeit zum Volksfeind avancieren.<sup>100</sup> Da jedoch Familienmitglieder in der BRD nicht als Feinde empfunden wurden, glaubten in der DDR nur wenige an das globale Feindbild eines „faschistisch-revanchistisch-militaristischen Westdeutschland“<sup>101</sup>. Das Feindbild konnte sich aufgrund des regelmäßigen Kontakts zum „Feind“ nicht bei jedem etablieren.

Die blindwütige Feindbildpolitik der DDR änderte sich zudem zwangsläufig in den 70ern.<sup>102</sup> Nicht mehr einzelne Politiker oder Personen wurden persönlich angegriffen, sondern es wurde eher zu einer Auseinandersetzung Sozialismus – Kapitalismus versachlicht.<sup>103</sup> Unter den Auspizien von Glasnost und Perestroika litt die Glaubwürdigkeit des radikalen Freund-Feind-Schemas mehr und mehr, die Aufteilung in Gut und Böse war nicht mehr für jeden nachvollziehbar, stereotype Feindbilder verblassten, wurden abgebaut.<sup>104</sup> Eine Zeit der Relativierungen und der Entspannungspolitik setzte ein und mit ihr der Besucherverkehr in die DDR.<sup>105</sup> Die Begegnungen mit Westdeutschen und Westprodukten wirkten ein-

---

<sup>96</sup> Vgl. Satjukow, S. 45.

<sup>97</sup> Vgl. Satjukow, S. 57.

<sup>98</sup> Vgl. Satjukow, S. 45.

<sup>99</sup> Vgl. Satjukow, S. 58.

<sup>100</sup> Vgl. Satjukow, S. 59.

<sup>101</sup> Satjukow, S. 59.

<sup>102</sup> Vgl. Satjukow, S. 51.

<sup>103</sup> Ebd.

<sup>104</sup> Vgl. Satjukow, S. 53.

<sup>105</sup> Vgl. Satjukow, S. 63.

dringlicher als Feindbilder, die von den Medien nach wie vor gepflegt wurden.<sup>106</sup> Des Weiteren brach eine nach dem Mauerbau geborene, skeptische, „distanzierte Generation“<sup>107</sup> das stalinistische Feindbildgefüge auf, die Konturenschärfe des Westfeindbildes nahm deutlich ab. Diese Generation differenzierte, spaltete die Welt nicht mehr in Freund und Feind.<sup>108</sup> Schon die in den 50ern geborene, „integrierte Generation“, also die Ersten, die ausschließlich im Sozialismus sozialisiert wurden, nahmen trotz der Feindbild-Erziehung und -Einübung von Beginn des Lebens an sowie aller Integration in den real existierenden Sozialismus den Westen als Ort ihrer Sehnsüchte wahr.<sup>109</sup> Westliche Rhythmen verlockten und der westliche Lebensstil war für sie nicht eine Ausgeburt eines imaginären Klassenfeindes, sondern integraler Teil der eigenen Lebenswelt.<sup>110</sup>

Trotz des Feindbild-Abbaus in den siebziger Jahren und der Tatsache, dass Feindbilder nicht bei jedem DDR-Bürger auf fruchtbaren Boden fielen, konnten die propagandistischen Feindbildkonstruktionen durchaus Wirkungsmacht entfalten und Menschen beeinflussen, so dass etwas hängen blieb – resümiert Satjukow.<sup>111</sup> Auch wenn mit der Wende vor zwanzig Jahren die reale Feindschaft zwischen den beiden konkurrierenden deutschen Staaten beendet wurde, halten sich Negativbilder und Vorurteile auf beiden Seiten. Aber warum? Dieser Frage werde ich nun nachgehen.

### **3.3 Wie Feindbilder entstehen und warum sie bestehen bleiben können**

Peter Tepe definiert den Begriff „Feindbild“ als ein verzerrtes, übertrieben negatives Bild von einer anderen sozialen Gruppe.<sup>112</sup> Er unterscheidet zwei Sorten von Feindbildern: Feindbilder(+) und Feindbilder(-). Erstgenannte sind für ihn positive Größen, das heißt, berechnete, dringend benötigte Bilder vom Feind, da man

---

<sup>106</sup> Vgl. Satjukow, S. 63.

<sup>107</sup> Satjukow, S. 63.

<sup>108</sup> Ebd.

<sup>109</sup> Vgl. Satjukow, S. 62.

<sup>110</sup> Vgl. Satjukow, S. 63.

<sup>111</sup> Vgl. Satjukow, S. 64.

<sup>112</sup> Vgl. Tepe, Peter: Grundsätzliches über Feindbilder. In: Aufklärung und Kritik. Zeitschrift für freies Denken und humanistische Philosophie. Nürnberg 2/2002, S. 52. Nachfolgend verwende ich die Kurzzitation „Tepe“.

es in dem Fall mit realen Feinden zu tun hat.<sup>113</sup> Hierbei unterteilt Tepe erneut, und zwar in „einfache“ und „grundsätzliche Gegnerschaft/Feindschaft“<sup>114</sup>. Einfache Gegnerschaft verortet er stets in der gesamten Lebenspraxis und in der Politik: „Die Anhänger der SPD sind für die Anhänger der CDU – zumindest in der Regel – keine Feinde, sondern *einfache* politische Gegner“<sup>115</sup>.

Reale Feinde bedingten jedoch bei den von ihnen Bedrohten ein verlässliches Feindbild, da die Bedrohten sonst ihre politischen Prinzipien kampflos preisgäben und sich nicht gegen die Besetzung durch die Feinde wehrten.<sup>116</sup>

Feindbilder(-), also unzutreffende Bilder mit illusionären Anteilen gegenüber der anderen sozialen Gruppe, entstünden Tepe zufolge durch allgemeine Tendenzen im menschlichen Wahrnehmungsapparat, die dem „*eigenen* Helden die für das jeweilige Überzeugungs- und Wertsystem maßgeblichen positiven Eigenschaften in Reinform zuschreiben“<sup>117</sup>. Der einfache Gegner, der unter bestimmten Bedingungen auch schon zum realen Feind werden kann, bekomme negative Eigenschaften in Reinform zugeschrieben.<sup>118</sup>

Inwiefern zwischen Ost- und Westdeutschen reale oder illusionäre Feindschaft bestand und noch teilweise besteht, werde ich im Anschluss an die zwei folgenden Definitionen zu klären versuchen.

Für Silke Satjukow bringt ein Freund-Feind-Bild die Interessen einer Klasse oder Gesellschaft zum Ausdruck, so dass sie den Ausdruck „Feindbild“ als Ensemble negativer Vorstellungen, welche eine Gruppe von einer als gegnerisch wahrgenommenen Gruppe besitzt, definiert.<sup>119</sup> Dem Einzelnen gäbe es die notwendige ideologische Orientierung, verfestigte Lebens- und Verhaltensweisen und beeinflusse politische Haltungen.<sup>120</sup> Besonders in Krisenzeiten verhielten sich Menschen in stärkerem Maße vorurteilsbeladen und stereotyp, würden die Anderen negativ dargestellt, denn dadurch verschaffe der Einzelne seinem

---

<sup>113</sup> Vgl. Tepe, S. 53.

<sup>114</sup> Tepe, S. 53.

<sup>115</sup> Ebd.

<sup>116</sup> Vgl. Tepe, S. 54.

<sup>117</sup> Tepe, S. 55.

<sup>118</sup> Vgl. Tepe, S. 55.

<sup>119</sup> Vgl. Satjukow, S. 13, 16.

<sup>120</sup> Vgl. Satjukow, S. 13.

psychischen Gleichgewicht Erleichterung und Absicherung, beunruhigende Gefühle würden abgespalten und auf andere projiziert, um ihre Unerträglichkeit zu beschwichtigen.<sup>121</sup>

Feindbilder stehen Satjukow zufolge also in einem engen Konnex zu Sicherheits- und Unsicherheitsphantasien ihrer Produzenten oder Kommunikatoren.<sup>122</sup> Der Feind werde schließlich zur eigenen Stabilisierung benutzt, ist sozusagen die negative Spiegelung des positiven Selbstbildes der „Wir“-Gruppe – der Gegner werde kleiner, schwächer und moralisch minderwertiger gemacht.<sup>123</sup> Das geschlossene „Wir“ der Gruppe reduziere die komplexe Außenwelt als Entlastung von Ängsten und Unsicherheiten, die umso drängender werden, je schwächer das eigene Selbstwertgefühl ausgeprägt ist.<sup>124</sup>

Christoph Weller geht in seiner Einführung „Warum gibt es Feindbilder?“<sup>125</sup> davon aus, dass bei gegensätzlichen Interessen oder unvereinbaren Wertvorstellungen meist die Unterschiede und nicht die Gemeinsamkeiten bei der Wahrnehmung der Gegenseite dominieren.<sup>126</sup> Dabei würden die Differenzen zwischen „uns und den anderen“<sup>127</sup> leicht überschätzt. Er spricht von einem Feindbild, wenn in einer Gesellschaft ein dichotomisches Wahrnehmungsmuster propagiert und sozial vermittelt wird, dass nur noch negative Einstellungen gegenüber einer anderen Gruppe akzeptabel erscheinen lässt.<sup>128</sup> Das Wahrnehmungsmuster wirke dann wie eine Kamera – sie zeige nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit und fange nur die Informationen ein, mit denen die negative Einstellung bestärkt wird.<sup>129</sup> Der Zeitungsartikel im Focus ist ein Beispiel dafür. Gezielt verglich man dort Extrembeispiel miteinander. Als ostdeutsche Städte wurden das schuldenfreie Dres-

---

<sup>121</sup> Vgl. Satjukow, S. 16, 18, 48.

<sup>122</sup> Vgl. Satjukow, S. 48.

<sup>123</sup> Vgl. Satjukow, S. 19.

<sup>124</sup> Vgl. Satjukow, S. 18.

<sup>125</sup> Weller, Christoph: Warum gibt es Feindbilder? In: Hippler, J. / Lueg, A. (Hrsgg.): Feindbild Islam oder Dialog der Kulturen. Hamburg 2002. Im Folgenden verwende ich die Kurzzitation „Weller“.

<sup>126</sup> Vgl. Weller, S. 49.

<sup>127</sup> Weller, S. 49.

<sup>128</sup> Vgl. Weller, S. 49.

<sup>129</sup> Vgl. Weller, S. 49f.

den und Görlitz ausgewählt – Städte, die aufgrund ihrer erhaltenswerten historischen Bauten dringend Sanierungen notwendig hatten. Als westdeutsche Städte wählte man Oberhausen und Duisburg – also Städte mit den höchsten Schuldenlasten. In diesem Artikel wird vernachlässigt, dass es in auch Ostdeutschland mehr als genug Städte gibt, die hochverschuldet sind und keine sanierten Innenstädte vorzuweisen haben. Genauso gut hat Focus nicht Düsseldorf oder Langenfeld als Beispiele für westdeutsche Städte genommen, die [schuldenfrei sind](#).

Beim Lesen eines solchen Artikels, ist nach Weller der Wahrnehmungsapparat darauf angewiesen, das ihm wichtig Erscheinende auszuwählen aus dem, was die Sinne ihm an Wahrnehmungen anzubieten haben.<sup>130</sup> Das Wahrgenommene werde dann in eine Struktur gebracht und kategorisiert, was bedeutet, ähnliche Dinge oder Personen werden einer bestimmten Kategorie oder Gruppe zugeordnet.<sup>131</sup> Das bedeutet für den Zeitungsartikel, dass der Großteil der Leser, der nicht kritisch hinterfragt, denkt nun, alle Städte im Osten seien mit Steuergeldern aus dem Westen saniert, während den Städte im Westen das Geld für eigene Sanierungen fehlt.

Man stellt nach Weller außerdem ein Bild her, indem die sehr begrenzten Erfahrungen mit Personen einer bestimmten Gruppe auf alle Menschen dieser Kategorie übertragen und ihnen damit entsprechende Eigenschaften zugeschrieben werden.<sup>132</sup> Ignoriert würden dabei die Differenzen innerhalb der Kategorie.<sup>133</sup> Allerdings sei man in der Regel an diesen genauen Unterscheidungen gar nicht interessiert und der menschliche Wahrnehmungsapparat auch nicht in der Lage, alle Einzelheiten unserer Sinneseindrücke aufzunehmen, denn das würde zu einer Reizüberflutung führen.<sup>134</sup> Die Kategorisierung bewirke also sowohl eine Beschränkung der Information, da das Bild der Welt vereinfacht und wie eine Verzerrung der Realität erscheint, als auch einen Zugewinn an Wissen und Situationsverständnis, weil durch eine strukturierte Wahrnehmung die Zusammenhänge der Situation viel schneller deutlich werden und die Realität klarer wahrgenommen

---

<sup>130</sup> Vgl. Weller, S. 50.

<sup>131</sup> Ebd.

<sup>132</sup> Vgl. Weller, S. 51.

<sup>133</sup> Ebd.

<sup>134</sup> Ebd.

wird.<sup>135</sup> Nochmals auf den Artikel bezogen, bedeutet das, mögliche andere Gründe wie beispielsweise eine schlechte Haushaltsführung in den westdeutschen Städten oder mangelhafte Maßnahmen in Bezug auf wirtschaftliche Veränderungen werden vom Leser eher ausgeblendet.

Dennoch ist Kategorisierung Weller zufolge ein normaler Prozess, mit dem wir unsere Umwelt überschaubar machen, wenn auch jede Kategorisierung unserer sozialen Umwelt den Keim zu verzerrenden Vergleichen zwischen positiver Eigengruppe und negativen Fremdgruppen in sich trage.<sup>136</sup> Aber solche „Gruppenmitgliedschaften“ helfen uns zu definieren, wer wir sind.<sup>137</sup> Schließlich möchten wir doch möglichst zu Gruppen gehören, die im Vergleich mit anderen positiv abschneiden, vorteilhaft und überlegen erscheinen und das eigene Selbstwertgefühl davon profitieren lassen – davon ist Weller überzeugt.<sup>138</sup> Hieraus resultierten Verzerrungen und Idealisierungen, die im Extremfall ein Freund-Feind-Schema enthalten (Ebd.). Die Differenzen zwischen den Gruppen würden überbetont, Unterschiede innerhalb der Gruppen übersehen und die Aufmerksamkeit auf jene Aspekte gerichtet, die dazu beitragen, dass im Vergleich die eigene Gruppe positiv dasteht.<sup>139</sup>

Menschen verzichteten auf einmal gefundene Feindbilder nur ungern wieder, und so trage das Bedürfnis nach sozialer Identität und Abgrenzung nicht nur zur Entstehung, sondern auch zur Stabilität von einmal etablierten Feindbildern bei.<sup>140</sup> Die Suche nach positiver sozialer Identität verführe nicht selten zur primitiven Unterscheidung zwischen uns „Guten“ und den schlechteren anderen.<sup>141</sup> Stark ausgeprägte Feindbilder seien ein Zeichen für große Unsicherheit im Bereich des Selbstwertgefühls.<sup>142</sup>

---

<sup>135</sup> Vgl. Weller, S. 52.

<sup>136</sup> Vgl. Weller, S. 53.

<sup>137</sup> Ebd.

<sup>138</sup> Ebd.

<sup>139</sup> Vgl. Weller, S. 54.)

<sup>140</sup> Ebd.

<sup>141</sup> Vgl. Weller, S. 54, 56f. Er spricht hier von „ingroups“ (also der eigenen Gruppe) und „outgroups“ (den anderen). Die outgroup wird für den Konflikt verantwortlich gemacht.

<sup>142</sup> Vgl. Weller, S. 54.

Fasst man die drei Definitionen des Begriffs „Feindbild“ zusammen, so ist zu sagen, dass sie durchaus einen positiven Effekt haben können – solange der Feind real ist und es sich der Bedrohung durch ihn zu erwehren gilt. Weitaus häufiger haben Feindbilder eine andere Funktion: Sie dienen entweder der eigenen Stabilisierung oder als Machtmittel. Dass es zur Zeit des Kalten Krieges tatsächlich eine reale Bedrohung im Sinne geplanter militärischer Angriffe seitens des Westens oder Ostens gab, ist mir nicht bekannt und konnte ich aus der von mir konsultierten Literatur auch nicht eindeutig entnehmen. Vielmehr haben sich beide Seiten auf den „Fall der Fälle“, dass nämlich der Feind angreift, vorbereitet und aufgerüstet. Um diese Aufrüstung sowie ihre außenpolitischen Interessen und Handlungen vor den Bürgern zu rechtfertigen, propagierten die Politiker Feindbilder. Sie nutzten dabei Unsicherheitsphantasien in der Bevölkerung aus und projizierten Beunruhigendes auf die feindliche Seite. Dadurch stärkten sie das Gemeinschaftsgefühl und stabilisierten das Zusammengehörigkeitsgefühl – das eigene Volk wurde idealisiert, während der Feind ausschließlich negativ erschien.

Die Jahrzehnte der Teilung Deutschlands haben auch zu unterschiedlichen kulturellen Entwicklungen geführt, die das Miteinander von Ost- und Westdeutschen noch heute prägen. Deshalb möchte ich zum Abschluss auf diese kulturellen Missverständnisse eingehen.

#### **4 Kulturelle Missverständnisse**

Die heutigen Verständigungsprobleme zwischen Ost und West führt Klein darauf zurück, dass zwei verschiedene Kommunikationskulturen aufeinandertrafen und nach wie vor aufeinandertreffen: Die amerikanische und osteuropäische Kommunikationskultur hätten beide Teile Deutschlands stark geprägt.<sup>143</sup> So würde beispielsweise die Körpersprache auf beiden Seiten unterschiedlich gedeutet, seien Unterschiede in der Sprechgeschwindigkeit und in der Länge der Gesprächspausen festzustellen.<sup>144</sup> Bei solchen Kommunikationsproblemen gäbe man dem jeweils Anderen die Schuld, verdränge mentale und kommunikative Unterschiede

---

<sup>143</sup> Vgl. Klein, O. G.: Ihr könnt uns einfach nicht verstehen! Warum Ost- und Westdeutsche aneinander vorbeireden. Frankfurt am Main 2001, S. 13. Im Folgenden verwende ich die Kurzzitation „Klein“.

<sup>144</sup> Vgl. Klein, S. 15.

teilweise, hinterfrage sie nicht und verhindere so das Ziel einer besseren Verständigung.<sup>145</sup> Daher galten Westdeutsche im Osten oft als arrogant und überheblich, fühlten sich Ostdeutsche, die im Westen arbeiten, häufig fremd, während sich in Westdeutschland wiederum hartnäckig das Vorurteil hält, Ostdeutsche würden nur jammern.<sup>146</sup> Wie kommt das?

Klein sieht in diesen Missverständnissen und Vorurteilen verdeckte Kommunikationsprobleme, die einerseits, wie oben erwähnt, mit der jahrzehntelangen Prägung durch Amerika und die Sowjetunion verbunden sind, aber auch durch unterschiedliche Phasen im Umgang miteinander nach der Wende beeinflusst wurden.<sup>147</sup> Nach Kleins Einschätzung fand einige Jahre nach der Wiedervereinigung eine Überanpassung der Ostdeutschen an die Westdeutschen statt, in der Kommunikation aber klemmte es weiterhin.<sup>148</sup> Seit Oktober 1990 mussten sie auf praktisch allen Gebieten ein neues Verhältnis zu ihrer neu erworbenen Staatszugehörigkeit aufbauen, was nach Hertog mit fundamentalen Transformationen im Alltags-, Arbeits- und Vereinsleben sowie in praktisch allen sozialen Beziehungen einher ging.<sup>149</sup> Nachdem die Unterschiede nicht überbrückt werden konnten, hätte bei den Westdeutschen zunehmende Ignoranz eingesetzt, ginge ihr Interesse zurück, wichen die Versuche, die kulturellen, mentalen und kommunikativen Unterschiede zu verstehen, einer zunehmenden Gleichgültigkeit.<sup>150</sup> Das habe im Osten zu einem leicht trotzigem Selbstbewusstsein und eine Rückbesinnung auf die eigene, individuelle Geschichte geführt, die sich nicht mit dem untergegangenen politischen System gleichsetzen lasse.<sup>151</sup>

Jeder besinnt sich quasi wieder auf seine Kultur. Und wird versucht, in einer Kommunikation das Gemeinsame und nicht das Trennende zwischen den Kommunikationskulturen zu betonen, so bestätigten sich Klein zufolge gegenseitige Vorurteile in der direkten Begegnung nur noch mehr.<sup>152</sup> Zu verschieden sind

---

<sup>145</sup> Vgl. Klein, S. 24, 25, 28

<sup>146</sup> Vgl. Klein, S.11, 49.

<sup>147</sup> Vgl. Klein, S. 49.

<sup>148</sup> Vgl. Klein, S. 28.

<sup>149</sup> Vgl. Hertog, S. 18.

<sup>150</sup> Vgl. Klein, S. 28f.

<sup>151</sup> Vgl. Klein, S. 29.

<sup>152</sup> Vgl. Klein, S. 26.



offensichtlich die Kommunikationskulturen. So fingen Westdeutsche ein Gespräch eher mit etwas Positivem an, Ostdeutsche hingegen eher mit etwas Negativem, um sich selbst nicht hervorzuheben und eine Ebene der Vertrautheit herzustellen.<sup>153</sup> Das Wichtigste für Westdeutsche sei der Status, weil dahinter die Überzeugung stehe: Es ist wichtig, sich rechtzeitig gut zu positionieren – lasse sich ein schlechtes „standing“ später nur schwer korrigieren,<sup>154</sup> Erst später gehe er auf eine persönliche Ebene.<sup>155</sup> Die persönliche Beziehung sei sozusagen eine Zugabe zum geschäftlichen Kontakt.<sup>156</sup> Für Ostdeutsche laute dagegen das Prinzip: Das Wichtigste ist die persönliche Beziehung, denn wenn die Chemie stimmt und Vertrauen da ist, kann man später den Status problemlos austarieren.<sup>157</sup> Der persönlich-private Bereich wird also mit dem sachlich-beruflichen stärker verbunden, im Westen dagegen stärker getrennt, sei die Abgrenzung der Personen voneinander deutlicher.<sup>158</sup>

Auch stellten sich Westdeutsche eher mit ihren Stärken und Fähigkeiten vor und übertrieben diese von der Tendenz her, um sich gut zu präsentieren, keine Schwächen und Fehler zu zeigen.<sup>159</sup> Ostdeutsche hätten daher den Eindruck, diese überschätzten sich maßlos.<sup>160</sup> Sie selbst wollten dagegen nicht prahlen, untertrieben daher eher und verschwiegen ihre Schwäche nicht.<sup>161</sup>

## 5 Fazit

„Die Feindbild-Geister, die man rief, wird man nicht so einfach wieder los, wenn sich der Wind gedreht hat, da sie sich bei vielen als *geglaubte* Feindbilder in den Köpfen und Herzen eingenistet haben und gewissermaßen zum festen Dogmenbestand geworden sind.“<sup>162</sup>

---

<sup>153</sup> Vgl. Klein, S. 51f.

<sup>154</sup> Vgl. Klein, S. 55.

<sup>155</sup> Vgl. Klein, S. 56.

<sup>156</sup> Ebd.

<sup>157</sup> Vgl. Klein, S. 55.

<sup>158</sup> Vgl. Klein, S. 16, 66.

<sup>159</sup> Vgl. Klein, S. 58f.

<sup>160</sup> Vgl. Klein, S. 58.

<sup>161</sup> Vgl. Klein, S. 60.

<sup>162</sup> Tepe, S. 57.

Das positive Feindbild, welches aus der als real empfundenen oder zumindest propagierten Feindschaft resultierte, hat sich seit der Wende in ein negatives gewandelt. Eine reale Bedrohung durch den Feind gibt es nun nicht mehr – wenn sie denn jemals wirklich bestanden hat –, dennoch sind Negativbilder in den Köpfen geblieben, wenn sie auch unzutreffend und illusionär erscheinen. Selbst der Generation, die erst nach der Wende geboren wurde, gar kein geteiltes Deutschland erlebt hat, werden durch Familie und auch durch die Medien bestimmte Bilder vermittelt.

Nach der Wende und auch aufgrund der momentanen Wirtschaftskrise scheint immer wieder eine gewisse Unsicherheit bei den Menschen vorhanden zu sein, die sie auf irgendeine Weise kompensieren müssen, um das eigene Selbstwertgefühl zu stabilisieren. Dabei wird gerne auf alte Vorurteile und auch auf Feindbilder zurückgegriffen. Dabei wird leider nicht immer differenziert, sondern häufig verzerrt und idealisiert – so wie es im Focus-Artikel teilweise der Fall ist.

Ich bin davon überzeugt, aufgrund der jahrzehntelangen Teilung, der Feindbildpropaganda durch Politiker und Medien sowie der unteschiedlichen kulturellen Entwicklungen werden sich die Vorurteile in Ost und West auch weiterhin halten und gerade in unsicheren Zeiten kommuniziert werden. Ich denke jedoch, dass diese durch einen konsequenten Austausch zwischen Ost und West in Zukunft abgebaut werden können und es weniger Missverständnisse geben wird:

„Ein bestimmtes Maß an Offenheit, gerade auch für Kritik und Selbstkritik, ist notwendig, um dem Anderen, der einmal *tatsächlich* Feind war, eine Chance geben zu können. Eine Voraussetzung dieser Offenheit ist die Überzeugung, dass Menschen im allgemeinen und die [...] im besonderen sich wandeln können, daß sie nicht aufgrund einer *schicksalhaften* Festlegung ihres *Wesens* auf *ewig* so bleiben müssen, wie sie einmal waren.“<sup>163</sup>

Interessant und reizvoll wäre auch eine Untersuchung gewesen, wo Vorurteile unter geographischen und demographischen Gesichtspunkten am stärksten ausgeprägt sind, ob sie beispielsweise auf dem Land häufiger zu finden sind als in der Stadt oder ob eher ältere denn jüngere Menschen zur Produktion von Negativbildern neigen. Doch dies hätte zu sehr den sozialwissenschaftlichen Teil des Themas berührt. Für mich stand im Vordergrund, wie das Thema in der neueren Lite-

---

<sup>163</sup> Tepe, S. 59.

raturwissenschaft aufgegriffen und verarbeitet wurde. Weiterführend wäre es sehr reizvoll zu untersuchen, wie dieses Thema in Romanen verarbeitet wird.

### **Literaturverzeichnis**

- Behrend, K. u. a.: Wer rettet den Westen? In: Focus, 01.02.2010, Nr. 05/10, 42–56.
- Hertog, F. den: Minderheit im eigenen Land? Zur gesellschaftlichen Position der Ostdeutschen in der gesamtdeutschen Realität. Frankfurt am Main / New York 2004.
- Jürs, M. / Elis, A.: Typisch Ossi, typisch Wessi. Eine längst fällige Abrechnung unter Brüdern und Schwestern. München 2005.
- Klein, O. G.: Ihr könnt uns einfach nicht verstehen! Warum Ost- und Westdeutsche aneinander vorbeireden. Frankfurt am Main 2001.
- Kormann, J.: Literatur und Wende. Ostdeutsche Autorinnen und Autoren nach 1989. Wiesbaden 1999.
- Satjukow, S. / Gries, R.: Unsere Feinde. Konstruktionen des Anderen im Sozialismus. Leipzig 2004.
- Sommer, G. (Hrsg.): Feindbilder im Dienste der Aufrüstung. Beiträge aus Psychologie und anderen Humanwissenschaften. 2. Aufl. Marburg 1988.
- Tepe, P.: Grundsätzliches über Feindbilder. In: Aufklärung und Kritik. Zeitschrift für freies Denken und humanistische Philosophie. Herausgegeben von der Gesellschaft für kritische Philosophie Nürnberg. Nürnberg 2/2002.
- Weirich, M.: Kursbestimmungen. Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozess. Pfaffenweiler 1998.
- Weller, C.: Warum gibt es Feindbilder? In: Hippler, J. / Lueg, A. (Hrsgg.): Feindbild Islam oder Dialog der Kulturen. Hamburg 2002.